

Peter Mannsdorff

Seit 20 Jahren den Durchblick behalten ...



Dank an alle Unterstützer

# Editorial

Peter Mannsdorff besucht uns seit vielen Jahren. »Das verrückte Wohnen«, sein erstes Buch, das im Psychiatrie-Verlag erschien, hatte uns begeistert. Sein Buch »Von der Zukunft umzingelt« stellte er dann zu unserem Festival KUNST IST VERRÜCKT vor. Seitdem kommt er jährlich mindestens einmal mit Freunden und öfter mit seiner Frau Chris vorbei. Dann liest er meist aus seinem neuesten Buch vor.

Da er ein unermüdlicher Schreiber, psychiatrieeffahrener Kenner der Szene und außerdem Berliner ist, kam uns die Idee, ihn praktisch als »Supervisor« zu bitten, über den Durchblick im 20. Jahr zu schreiben.

Mitten in der Sanierungsphase, in unserem Interim in der Friesenstraße, entstanden die meisten Interviews. Über unser vielfältiges Tun hätten wir fast vergessen, dass unser Verein sein zwanzigjähriges Jubiläum hat! Zum Feiern hatten wir weder Zeit noch Lust. Wir versuchten im Interim unsere Angebote und uns einigermaßen stabil zu halten und hofften auf die termingerechte Fertigstellung unseres Mutterhauses. Das wir das schaffen konnten, dieses Haus für die Stadt und natürlich für uns zu erhalten, gibt uns

Anlass zu einer umfassenden Hoffnung: Alles wird gut. Und wir haben es nun tatsächlich geschafft!

Wir hatten auch so viel Unterstützung von ganz unterschiedlichen Menschen, aus ganz unterschiedlichen Ecken und Parteien – und dafür sind wir sehr dankbar.

Das 21. Durchblickjahr können wir wieder in unserem Garten verbringen und müssen keine Angst mehr haben, dass irgendwo im Haus eine elektrische Leitung durchschmort oder ein Wasserrohrbruch alles überschwemmt. Jetzt können wir uns wieder darauf konzentrieren, achtsam miteinander umzugehen, der Psychiatrie und den Pharmakonzernen auf die Finger zu schauen und gestaltend auf Papier und Gesellschaft einzuwirken.

Zu der vorliegenden Publikation:

Es ist völlig klar, dass nur ein Ausschnitt dessen zu erfahren ist, was den »Durchblick« ausmacht. Und ich bitte jetzt schon alle um Entschuldigung, die nicht erwähnt wurden. Von den etwa 150 Durchblickern sind also nur ein paar wenige zu Wort gekommen. Inzwischen sind wieder Menschen dazu gekommen

und manchen zog es an andere Orte. So bleiben wir immer in Bewegung. Bei uns sollte man vorbeikommen, wenn man den Durchblick e.V. und seine Menschen kennenlernen will. Dann kann es sein, dass man grad Peter Mannsdorff trifft. Er ist nicht nur ein Berliner, er ist auch ein Durchblicker.

Rosi Haase  
Leipzig, April 2011



Gottschedstraße 15 (Tür bemalt von Peter Melcher), Hinterhof, 1991, erste eigene Vereinsräume und Integrationsfirma DurchblickDesign



Zwischendomizil und DurchblickDesign in der Hauptmannstraße 1 (1994 bis 2002)



Bundespräsident a.D. Johannes Rau (2. v. l.) besucht 2003 den Durchblick e.V.



Einweihung des Bootsstegs



Unsere Tennisspieler



Feste enden oft mit einem Lagerfeuer im Garten



## Hallo, altes Haus!

**Du bist zwar kein ganz uraltes Haus, aber neu bist du auch nicht gerade. Kannst du uns etwas über deinen Werdegang erzählen?**

Ich bin 1928 im Bauhausstil erbaut worden und zwar als eine Villa mit Vorgarten und einer üppig gestalteten Gartenanlage im hinteren Teil, die an ein Flüsschen grenzt. Gebaut wurde ich vom Dresdner Bauunternehmen Wunderlich eigens für den Rechtsanwalt am Reichsgericht, Dr. Georg Benkard und dessen Familie. Entworfen hat mich der Architekt Arnulf Schelcher. Im Erdgeschoss war eine völlig abgetrennte Chauffeurswohnung vorgesehen, mit eigenem Eingang, daneben befanden sich Büro- und Kanzleiräume des Anwalts, sowie der mächtige Gartensaal und weitere Wohnräume. Im östlichen Teil waren die Küche und Hauswirtschaftsräume.

**Und oben, ich meine, im Obergeschoss? Was war, beziehungsweise was ist da?**

Oben gibt es diese schöne, vorgelagerte Terrasse, die von den Wohnräumen betreten werden kann. Im Sommer hat



Fotoübermalung: Thomas Bolte

man von dort oft das prächtige Glück, Feuerwerke zu beobachten. Eine ganz schnucklige Angelegenheit, da in der ersten Reihe zu sitzen. Vor allem in lauen Sommernächten. Alkohol ist bei uns eigentlich verboten, aber einige Bewohner schmuggeln bei diesem nächtlichen Spektakel schon mal Bier ein und trinken ein, zwei Flaschen.

**Du sollst jetzt grundsaniert werden. Kannst du darüber etwas erzählen?**

Was soll ich darüber groß erzählen? Nachdem es 1937 eine erste Umbauphase gegeben hat, wurden 1959 erhebliche Kriegsschäden an mir ausgebessert. Durch die Ermunterung des »Bürgervereins Bachstraßenviertel«, sowie wohlgesonnener Nachbarn und verschiedener Vertreter der Stadt Leipzig bis hin zum inzwischen leider verstorbenen Bundespräsidenten a.D. Johannes Rau, hat sich der Durchblick e.V. dazu entschlossen, mich zu sanieren. Das bedeutet natürlich

auch jede Menge Pflichten und Verantwortung übernehmen. Aber der Durchblick e.V. ist da auf der sicheren Seite, denn Verantwortung trägt er schon seit 1996 für mich.

In dieser Zeit hat er schon viele Versuche unternommen, mich vor dem Verfall zu stoppen, hat mich renoviert und gepflegt.

Nun ist der Zeitpunkt gekommen, mich vollständig durch den längst fälligen »TÜV« zu bringen.

**Und die Kosten? Sorry, das ist vielleicht eine indiskrete Frage.**

Das kannst du ruhig fragen. Der Sanierungsplan beläuft sich etwa auf 600.000 Euro.

Aber eines muss ich an dieser Stelle noch erwähnen: Nicht nur Mitglieder des Vereins haben mich, das heißt die Einrichtung für psychisch kranke Menschen, unterstützt, sondern auch Leute, die nicht unmittelbar zum »Durchblick« gehören, unterstützten uns mit Rat und Tat. Dafür möchten wir uns recht herzlich bedanken, auf ihre Hilfe können wir auch in der Zukunft nicht verzichten.

**Das Stichwort! Du hast das Stichwort geliefert. Nämlich den eigentlichen Zweck deiner Nutzung. Du bist eine Einrichtung für psychisch kranke Menschen.**

Ja, seit 1996 werde ich als Psychiatriebetroffeneninitiative des ›Durchblick‹ genutzt. Ich stehe im westlichen Zentrum von Leipzig und bin mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu erreichen. Wir sind in der psychiatrischen Landschaft Sachsens etwas Einzigartiges. Einige der Mitglieder unseres Vereins hatten sich bereits in DDR-Kliniken kennengelernt.

1990 gründeten sie den ›Durchblick‹ als gemeinnützigen Verein. Viele seiner regionalen und überregionalen Aktivitäten sind erst durch mich wegen des festen Standortes möglich geworden. Gefördert werden wir vom Freistaat Sachsen und unter anderem vom Landeswohlfahrtsverband aus dem kommunalen Haushalt. So, das musste auch mal gesagt werden!

**Und welche Aufgaben gehören zu dieser Einrichtung in der Mainzer Straße 7?**

Wir fungieren zunächst als Kontakt- und Beratungsstelle für Psychiatriebetroffene, dann gibt es das Krisenwohnen,



das Ambulant Betreute Wohnen, die Kunstgruppe und schließlich die ›durchblick galerie‹.

Im Jahr 2001 wurde das SÄCHSISCHE PSYCHIATRIEMUSEUM gegründet, das auch Arbeit- und Zuverdienstmöglichkeiten für Psychiatriebetroffene schafft.

**Aber liebes Haus, erzähl doch etwas über deinen Garten. Immer, wenn ich bei euch war, habe ich den Garten besonders genossen.**

Ja, mein Garten ist im Sommer so etwas wie der grüne Salon der Villa. Da spielt sich das Leben ab. Ein typischer Samstagnachmittag im August: Überall sind Gruppen mit Tischen und Stühlen ausgestellt, die meisten der Durchblicker bevorzugen den Schatten, aber es gibt auch die Sonnenanbeter unter uns. Einer spielt Gitarre, ein anderer tischt selbstgebackenen Kuchen auf, für den eine andere die Sahne geschlagen hat; unter freiem Himmel tagt die Kunstgruppe von

Jens Otto; Rosi Haase plant Ausstellungen in einer Berliner Galerie. Gerade ist von dort eine Literatur- und Theatergruppe seelisch belasteter Künstler bei uns zu Besuch, die für drei Nächte in unseren oberen Schlafräumen übernachtet, sie genießt bei dieser Hitze die Horizontale, plaudert oder döst auf Wolldecken im Schatten der Bäume.

Ein junger Durchblickbesucher zieht es vor, dem Trubel fernzubleiben, er setzt sich auf den Landungssteg am Fluss und lässt die Füße ins Wasser baumeln. Er liest in einem Buch, von Zeit zu Zeit blickt er auf und denkt nach.

**Was meinst du, wie viele Leute gehören zu eurem festen ›Stamm‹?**

Zur ›Durchblicksfamilie‹, das sind Besucher, Bewohner, Mitarbeiter und regelmäßige Gäste, gehören etwa hundert Menschen. Die große Mehrheit davon hat sehr schmerzliche Erfahrungen in psychiatrischen Institutionen gemacht. Aus diesem Erleben rührt die Motivation vieler, sich im ›Durchblick‹ zu engagieren.

**Was ist das Typische des Vereins, ich meine, wodurch zeichnet er sich besonders aus?**

Also, neben der Hilfe zur Selbsthilfe ist da das gesellschaftliche und psychiatriepolitische Engagement für die Interessen von Psychiatriebetroffenen. Dann gibt es die vielen eigenen Projekte und Initiativen, mit denen der Verein Akzente in der sächsischen Psychiatrielandschaft setzt. Für die Stadt Leipzig koordinieren wir Patientenfürsprechertätigkeit. Wir beraten in Krisen, helfen manchmal mit einem Bett, manchmal mit der Empfehlung für das Ambulant Betreute Wohnen.

Und last not least ist da noch die Kunst. Sie gehört zu den Wurzeln des Durchblicks. In der durch blick galerie werden regelmäßig Ausstellungen gezeigt.

**Und dann organisiert ihr ja auch kulturelle Veranstaltungen, stimmt's?**

Ja, seit 1995 veranstaltet der Verein jährlich das Festival KUNST IST VERRÜCKT, das mit bisher 100 Veranstaltungen eine breite Öffentlichkeit für das Thema Psychiatrie sensibilisierte. Zur MUSEUMS-NACHT strömen auch jährlich Hunderte von Leipzigern zu uns.



Ausstellungseröffnung von Gemeinschaftsarbeiten mit Christine Stumpe



Kunstgruppenwochenende mit Jens Otto Didier



Dann bleibt mir ja nichts anderes übrig, als euch noch viele weitere erfolgreiche Jahrzehnte zu wünschen. Du als ein über 80-Jahre altes Gebäude hast schon viele Menschen kommen und gehen sehen, und du wirst sicher noch viele Generationen in deinen Gemäuern beherbergen. Ich hoffe, dass all die seelisch belasteten Menschen weiterhin Wege der Selbstbestimmung finden werden, und wenn du ihr fixer Standort dabei bleibst, wird das mit Sicherheit eine erfolgreiche Sache werden.

**Vielen Dank für dieses Gespräch.**

Lene-Voigt-Abend mit Meigl Hoffmann zur Leipziger Museumsnacht

### Christina Stoppa: Geschäftsführerin der ersten Stunde

Ich bin 45 Jahre alt, da mache ich gar keinen Hehl draus, das kann ich ruhig sagen. Ich war mal Lehrerin, man höre und staune, Mathe und Geographie. Ich habe sogar in dem Beruf gearbeitet, noch zu DDR-Zeiten, für zwei Jahre, bis zur Wende. Dann bekam ich ein Kind und hatte mein Erziehungsjahr und begleitete meinen Mann oft ins ›Boot‹, das er mit aufgebaut hatte. Das ›Boot‹ gibt es übrigens immer noch, es stellt aber keineswegs eine große Konkurrenz zum ›Durchblick‹ dar.

Dort jedenfalls hielt ich mich oft auf, ging auch zu kulturellen Veranstaltungen, auch zu einer Lesung von Klaus Rudolf. Als ich bei einer Performance auf die Bühne sollte und irgendetwas machen musste, ich weiß nicht mehr was, bin ich Rosi Haase aufgefallen. Ich muss ihr auf Anhieb sympathisch gewesen sein.

Was ich so mache?, wollte sie wissen. »Nichts«, sagte ich. »Ich bin auf der Suche nach Neuem.«

»Was hast du studiert?«, gleich die nächste Frage. Als ich sagte: »Unter anderem Mathe«, machte sie fast einen Luftsprung. »Dann bist du unsere

geeignete Geschäftsführerin«, und sie erzählte mir von dem frisch gegründeten ›Durchblick‹.

Geschäftsführerin?! Ich wusste nicht, ob dies der richtige Job für mich wäre. Rosi Logik, wer gut in Mathe ist, ist auch gut in Geschäftsführung, stieß zunächst an meine Grenzen, aber inzwischen hatten wir die Wende und nach meinem Mutterschaftsurlaub würde ich nicht wieder automatisch in den Schuldienst übernommen werden. Schließlich war ich auf der Suche nach Neuem, und so sagte ich zu. Ich war eine der ersten Angestellten, wenn nicht überhaupt die erste Angestellte des ›Durchblicks‹.

Das Phänomen Psychiatrie kannte ich nur aus dem umgangssprachlichen Begriff ›Klapper‹.

Lediglich durch meine Nachtdienste in einer Klinik, mit denen ich mir während meines Studiums Geld hinzuverdiente, war ich mit dieser Thematik ein bisschen vertraut. Aber nicht genügend, denn ich arbeitete in einer stinknormalen Nervenklinik ohne krasse Extreme. Berührungängste mit den so genannten Verrückten im ›Durchblick‹ habe



ich überhaupt nicht. Ich finde sie ganz normal. Mit depressiven Menschen habe ich völlig problemlosen Umgang, Maniker finde ich streckenweise lustig, ohne sie auszulachen. Mit denen gibt es auch keine Schwierigkeiten. Klar, manchmal musste ich die Polizei holen, aber man wird hier nicht angegriffen, da bleibt immer Respekt zwischen uns bestehen, egal wie krank oder gesund man ist, egal, ob man Nutzer oder Mitarbeiter ist. Und hinterher ist alles wieder ungetrübt. Natürlich hat es hier auch Rückschläge gegeben, wenn zum Beispiel Psychotiker nicht mehr aus ihrer Psychose herauskamen. Dann kam der Umzug von der Gottschedstraße in die Mainzer Straße. Der Wohnungsinhaber der Gottschedstra-

ße kündigte uns, weil er seine Räume sanieren musste. Nun saß ich vor einem Packen von Maklerpapieren. Ich war am Sortieren. Die Offerten von den Banken legte ich sofort beiseite, die wären sowieso viel zu teuer. Endlich fanden wir etwas im Süden von Leipzig. Doch da legte das ›Boot‹ sein Veto ein, mit der Begründung, wir würden dann in seinem Einzugsbereich liegen. Wir mussten nachgeben, doch viele realistische Immobilien gab es nicht mehr. Blieb nur noch die Deutsche Bank. Ich wagte es und rief an. »Sie wünschen?« »Wir suchen da etwas. Aber was Sie uns anbieten könnten, kommt für uns sowieso nicht in Frage. Das ist eh viel zu teuer.« »Warten Sie es doch ab. Was sind denn Ihre Vorstellungen? Vielleicht haben wir da etwas Passendes für Sie.« »Na ja ...« Ich stotterte. »Eine Villa ... ein Garten wäre auch noch ganz schön ...«... vielleicht noch mit einem Flüsschen am Rande des Grundstücks. Ja, ist es das, was Sie suchen? Da haben wir etwas. Und wie viel könnten Sie monatlich zahlen?« »Da genau liegt der Haken.« Ich wurde verlegen. »Mehr als 3000 DM ist nicht drin.« Der Vertreter der Deutschen Bank freute sich für uns.

»Das ist ja prima. Was halten Sie von der Mainzer Straße 7?«

Und so sind wir in die Mainzer Straße eingezogen. Finanziert werden wir durch die Stadt Leipzig, sie bezahlt Jens Otto, mich, Rosi und Siegrun teilen sich eine Stelle, und dann ist da noch Thomas Müller, dessen Stelle wird auch von der Kommune bezahlt.

Das Sächsische Psychiatriemuseum wird zu großen Anteilen vom Land subventioniert, es erwirtschaftet aber durch Eintrittsgelder eigene Einnahmen, genauso wie sich die Küche auch selbst trägt. Dann gibt es oft Gelder von Stiftungen, die nicht selten von uns beantragte Projekte fördern. Aber man kann schon sagen, jedes Jahr ist ein Kampf. Wir wissen heute noch nicht, wo wir nächstes Jahr finanziell dastehen werden.

Im Gegensatz zu damals hat sich sowie so eine ganze Menge verändert. Damals wurden noch niederschwellige Angebote mit beratender und betreuender Funktion mehr gefördert, während heute der Sparzwang alles überschattet. Da gilt nur: Was ist rentabel, was nicht. Ich glaube, wenn die Entwicklung so

weitergeht, wird der ›Durchblick‹ in 20 weiteren Jahren eine reine Institution sein. Dann werden neue Leute zustoßen, alte werden gehen, das ist klar, das muss so sein, trotzdem, ein bisschen wehmütig werde ich dabei schon. Früher waren wir ein Team, haben uns alle gemeinsam beraten, alles gemeinsam gemacht, da habe ich auch mal die Klos geschrubbt und Hausbesuche gemacht.

Damals waren wir irgendwie wie eine große Familie, in 20 Jahren wird alles in gut hierarchisierte Bereiche untergliedert sein, befürchte ich.

Ich habe mich mit dem ›Durchblick‹ allerdings auch verändert. Ich bin unzufriedener geworden. Mit mir und der Arbeit. Die Arbeit ist schwieriger geworden. Es tut einfach weh, mit den Jahren immer weniger Unterstützung geben zu können. Ich bin oft froh, abends zu Hause zu sein und einfach abzuschalten. Man steht hier in kritischen Momenten halt allein da, trotz neuer Kollegen.

Ja, natürlich, das ist ein vorsichtiger Rundumschlag an alle, aber in erster Linie auch eine Kritik an mich, an mein eigenes Unvermögen, aber keine Kritik an den Nutzern. In ihren Beziehungen

untereinander und zu uns ist viel mehr Emotionalität.

Prämissen, das heißt, ein psychosoziales Selbstverständnis haben wir für uns eigentlich nie definiert. Ich kann nur für mich sagen, egal, was jemand für eine ärztliche Diagnose mitbringt, wichtig ist letztendlich für mich, wie er sich einbringt. Da kann jemand noch so ›krank‹ oder ›gesund‹ sein – was zählt, sind die menschlichen Qualitäten.

Ich kenne die Durchblickbesucher sehr gut und habe meine Erfahrung mit ihnen. Wenn sich einer von ihnen in einen psychischen Ausnahmezustand begibt, denke ich nicht in meinem Hinterkopf: ›Der Arme kriegt mal wieder seine Psychose‹, sondern gehe mit ihm wie immer um, nur dass er jetzt eine veränderte Denkweise hat, und deswegen nehme ich auf bestimmte Dinge mehr Rücksicht. Da passieren schon manchmal recht witzige Dinge mit unseren Manikern.

An eine Anekdote kann ich mich noch recht gut entsinnen. Das war noch in der Gottschedstraße, in unseren zwei kleinen Räumen: Ich komme eines morgens mit

ein, zwei Kollegen ins Büro und sehe, dass alle Möbel, der Schreibtisch, die Stühle und Regale, alles, in den Hinterhof geräumt sind. Im Büro ist unser damaliger Obermaniker zu Gange und will auch noch den Teppich ins Freie befördern. Er zieht aus Leibeskräften an dem Teil, am anderen Ende steht unsere hagere, sonst eher schüchterne ABM-Sekretärin und versucht, mit aller Macht zu retten, was zu retten ist. Sie macht mit dem Maniker regelrechtes Tauziehen um den Teppich, obwohl eh schon alles futsch ist. Rosi und ich konnten bei diesem Anblick nicht anders, als uns vor Lachen zu krümmen.

Das sind so kleine Geschichtchen aus dem ›Durchblick‹, die ich nie vergessen werde. Nein, trotz aller Wenn und Abers, ich bin gerne hier und denke noch lange nicht ans Aufgeben.

**Thomas Bolte:**

**»Ich komme jeden Tag ganz schön schwer los vom Durchblick.«**

---

Ich habe ihn erst zweimal bewusst wahrgenommen. Im August 2009, als ich mit meiner Frau Chris im ›Durchblick‹ war, erklärte er sich spontan bereit, uns zum Bahnhof zu bringen und mit uns auf den Zug zu warten. Auch dieses Mal, ein knappes Jahr später, begleitet er uns, und wir trinken auf dem Bahnhofsgelände zum Abschied noch einen Kaffee. Wir finden, dass er sehr aufmerksam und sehr hilfsbereit ist. Stolz berichtet Thomas, dass er jetzt ins fünfte klinikfreie Jahr gehe. Rosi und Jens haben ihm sehr dabei geholfen, kleine Krisen zu bestehen und stabil zu bleiben.

Thomas Bolte ist 46 Jahre alt und Steinmetz von Beruf. Er ist sehr zurückhaltend und bescheiden – in den Mittelpunkt spielt er sich nie.

Als er 1998 in der Klinik war, kannte ein Bekannter seiner Familie über zehn Ecken Jens Otto und riet diesem, doch Thomas mal im Krankenhaus zu besuchen – er sei sicher der Richtige für die Kunstgruppe im ›Durchblick‹. Seitdem, genauer seit 1999, ist dort der wesentliche Bezugspunkt für Thomas die



Kunst und da speziell die Malerei und diverse Bildhauerarbeiten. In der Kunstgruppe leitet er die Steinmetzwerkstatt. Genau das sind die persönlichen Errungenschaften für Thomas Bolte, er musste die Kunst in seinem Leben nicht aufgeben, hier hat er einen Rahmen gefunden, sie weiter praktizieren zu können, und das noch gemeinsam mit anderen. Gute Bekannte hat er hier bereits viele gefunden. Es sind Bekanntschaften, die zum Teil weit über den Durchblickrahmen hinausgehen. Mit manchen Besuchern

trifft sich Thomas auch außerhalb, sie gehen schwimmen, malen sogar in ihrer ›Freizeit‹ in Privatwohnungen. Thomas schätzt am ›Durchblick‹ die familiäre Atmosphäre, auch nutzt er gerne Gesprächsangebote. Der ›Durchblick‹ ist ihm zur zweiten Heimat geworden und hilft ihm, der Einsamkeit zu entrinnen. Er ist von seiner Frau geschieden, sieht sie nur einmal in der Woche, den Rest der Tage geht er in den ›Durchblick‹, und das nicht nur zur Kunstgruppe. Er hat hier auch einige Pflichten übernommen. Zum Beispiel beteiligt er sich an der Vorstandarbeit. Im Vorstand arbeiten Profis und Betroffene mit, aber Rosi und Jens halten sich jetzt immer mehr im Hintergrund. Ziel ist es, so Thomas, dass nur noch Nutzer im Vorstand sitzen werden.

Struktur – Strukturlosigkeit? Thomas überlegt lange. Strukturlosigkeit brächte eindeutig mehr Freiheit für den Einzelnen. Für jene, die etwas mit sich anfangen können, ist das ideal, andere aber brauchen gewisse Strukturen, um angeregt zu werden. Hier sei jedenfalls genügend davon vorhanden, nicht aufdringlich, eher in einer angenehmen Dosis. Auch gebe es Autorität, Autorität, die Thomas sogar einmal sehr geholfen hat. Da wurde er gebeten, mit anzupacken. Er konnte nicht

›nein‹ sagen und half, die schwere Last zu tragen, obwohl er Gefahr lief, sich einen Bruch zu holen. Da prallten die anderen gegen die deutliche Autorität eines Mitarbeiters: »Nein, Thomas darf nichts heben.« Das nur, um zu sagen, dass Autorität auch sinnvoll sein kann. Hier war Thomas ihr Nutznießer.

Einmal stand in der Zeitung ›Neues vom Durchblick‹ als Spruch des Monats ein Zitat von ihm: »Ich komme jeden Tag ganz schön schwer los vom Durchblick.« Das Zitat wurde freundlich aufgenommen, manche haben ihn darauf angesprochen und mit ihm darüber geredet, können sich die meisten doch mit dieser Aussage identifizieren. Thomas freut sich, etwas Kurzes veröffentlicht zu haben. Und das sei auch das Gute an der Zeitung: Eine kleine Öffentlichkeit schaffen – das fördere ein Gemeinschaftsdenken.

**Nachtrag: Thomas Bolte:  
Mein ABC der Gesundheit (Immerhin schon fünf Jahre)**

Beim letzten Besuch im Sommer 2010 hatte Thomas meine Frau und mich nach unserem Interview zum Bahnhof gebracht. Dort unterhielten wir uns bei

einem Kaffee weiter und stellten bald fest, dass das Interview noch gar nicht beendet war, und die Zeit war jetzt zu knapp, um dieses zu tun. Thomas Bolte versprach mir, einige Notizen zu diesem wundersamen Phänomen zu schicken, wie er es geschafft hat, schon 5 Jahre stabil zu sein (ein Zeitraum, auf den ich nur neidvoll heraufblicken kann). Aus den Notizen, die mir Thomas schickte, formulierte ich einen kurzen Text:

»Als erstes habe ich immer brav meine Tabletten genommen, auch wenn es manchmal lästig war. Die Nebenwirkungen schwächten sich nach einem Jahr allmählich ab. Hinzu kam, dass ich mich selbst schützte, zum Beispiel, wenn man mich überreden wollte, Dinge zu tun, die ich nicht gut kann. Ich lernte »Nein« zu sagen. Was ich gut kann, habe ich dagegen ausgebaut und verbessert. Zum Beispiel Malen, mit Speckstein arbeiten, handwerklich tätig sein, mich in der Hauswirtschaft zu engagieren, kochen, mich um die Familie kümmern, wandern und vieles mehr. Und natürlich mich im Durchblick einbringen. Das alles hat mit dazu beigetragen, dass der Stress in meinem Leben gemindert wurde, und ich wurde so vor psychischen Ausnahmezuständen bewahrt.«

**Jürgen Jänel:**

**»Selbst Nichtbetroffener, habe ich keine Vorurteile gegen die psychisch kranken Besucher.«**

Er ist seit 1999 im Durchblick. Im Rahmen einer Weiterbildungsmaßnahme für Künstler nahm er an einer Studienreise nach Italien teil. Jens Otto war einer der Mitreisenden. Beide verstanden sich auf Anhieb sehr gut, sie unterhielten sich lange, streiften durch die Gegend, erkundeten Höhlen und zeichneten viel in der Landschaft.

Zum Abschied sagte Jürgen: »Ich besuche dich mal im Durchblick!« Und da ist er nun hängen geblieben.

Jürgen Jänel war noch nie in psychotherapeutischer Behandlung. Nur durch die Freundschaft mit Jens Otto ist er hier, das ist sein einziger Bezugspunkt zum Durchblick. Vorurteile gegen die psychisch kranken Besucher der Einrichtung hat er überhaupt nicht. Wenn jemand mal ausrastet, versucht er zu helfen und auf diejenigen einzugehen. »Unter den Blinden ist der Einäugige König.« Mit diesem Spruch erklärt er die Tatsache, dass er von allen respektiert wird. Einmal hat ihn jemand als »Arschloch« bezeichnet. Das wollte er sich nicht



antun. Er ist gegangen und nahm sich vor, nie wieder zu kommen. Jens Otto hat ihn zu Hause besucht und ihn beschwichtigt. Jürgen empfand das als eine sehr nette Geste und lenkte ein. Seitdem kommt er wieder regelmäßig.

Jürgens Vorliebe in der Kunst ist es, skurrile Sachen zu malen, immer mit einem satirisch-ironischen Unterton. Von Haus aus ist er Diplom-Bauingenieur und war viel auf Montage. Jetzt ist er 71 Jahre alt und im Ruhestand.

Er fertigte viele Holzgestalten an. Es sind durch die Reihe weg humorvolle Gegenstände, denen er zum Teil aus Holzresten eine figürliche Form gab, wie zum Beispiel dem »Achschwein«, ein auf Radachsen stehendes Holzschwein mit Flügeln. Die humoristisch-satirischen Darstellungen in der Malerei und in der Holzgestaltung passen zum Charakterbild von Jürgen Jänel: Er scheint ein sehr aufgeschlossener und lebenslustiger Mensch zu sein!

**Siegmars Schweig:**

»Ich hänge so sehr an dem Haus und den Leuten, dass ich auch ehrenamtlich bleiben würde.«

Siegmars Schweig ist eigentlich gelernter Buchhändler, aber seit 1982 übt er seinen Beruf nicht mehr aus, danach hat er etwas anderes gemacht. Seit 1992 ist er arbeitslos, er arbeitet seit fünf Jahren im »Durchblick«, mal als 1-Eurojobber, bis die Stellen ausgelaufen waren, dann wieder als Ehrenamtlicher oder als Zuverdienstler.

Siegmars hängt so sehr an dem Haus und an den Leuten, dass er auch ohne feste Anstellung bleiben würde. Die Alternative wäre Leerlauf. Im »Durchblick« hat er auf ehrenamtlicher Basis Museumsdienst und im Nachtcafé einen Zuverdienst. Berührungängste hatte er keine, als er hier anfang. In seinem Familienkreis arbeiten einige in diesen Berufsgruppen, so dass es kein Problem für ihn war, hier anzufangen. Bei dem Umgang mit Menschen in psychischen Ausnahmezuständen rät Siegmars: Ruhe mitbringen, viel Geduld haben und einfach nur zuhören. Das ist nicht immer einfach, nicht jedem liegt das.



Das Nachtcafé hat von 17–23 Uhr fünfmal in der Woche geöffnet. Man kann dort trinken, essen, miteinander reden. Es ist ein Angebot für alle, die nicht allein sein wollen. Seine Aufgabe im Psychiatriemuseum ist unter anderem, Eintrittsgelder zu kassieren und Fragen der Besucher zu beantworten. In den letzten fünf Jahren hat Siegmars Schweig einige fast freundschaftliche Beziehungen im »Durchblick« aufbauen können, einige sind ihm sehr ans Herz gewachsen. Den einen oder die andere sieht er auch privat.

**Manu Beulig:**

»Schöne Dinge nehme ich mit, Negatives vergesse ich schnell.«

Als ich letztes Jahr auf der Suche nach einer ehrenamtlichen Tätigkeit war, stieß ich im Internet auf den »Durchblick«. Ich war völlig aus dem Häuschen, denn sie haben mich sofort genommen. Mit so einer prompten Zusage hatte ich nicht gerechnet. Jetzt bin ich seit Dezember 2009 hier. Bezeichnend für den »Durchblick« ist, dass hier nicht nur Profis angestellt sind, sondern es wird auch so genannten Laien, manchmal gar selbst Betroffenen, möglich gemacht, auf die helfende Seite überzuwechseln. Ich wollte lieber ehrenamtlich arbeiten als mit meinen 26 Jahren arbeitslos zu Hause schlapp herumzuhängen. Hinzu kommt ein gewisser sozialgesellschaftlicher Anspruch. Jedenfalls ist aus meiner Tätigkeit hier im »Durchblick« inzwischen ein AGH, eine Arbeitsgelegenheit mit Entgeltvariante geworden. Das ist nicht mit einem 1-Eurojob zu verwechseln.

Mir gefällt es hier eigentlich ganz gut. Ich bin mit meinen Kollegen, auch den Durchblickbesuchern zufrieden. Ob ich ganze 20 Jahre wie Christina Stoppa, Rosi und die anderen hier bleiben könnte, weiß ich nicht, aber auf zwei weitere Jahre hätte



ich bestimmt Lust. Ungewohnt war das Milieu, in dem ich arbeiten würde, schon, aber schließlich wusste ich, was auf mich zukommt. Ich habe mich schnell an meine Umgebung gewöhnt und lernte, mit den Leuten umzugehen. Meine Aufgaben bestehen im Großen und Ganzen darin, den Bürojob gut zu machen. Das sind Kopierarbeiten, Schreiben und das Versenden von E-Mails. Neue Leute habe ich hier jede Menge kennen gelernt, auch zu den Nutzern habe ich guten Kontakt. Aber bisher gingen die Bekanntschaften nicht ins Private. Klar, wenn ich nach der Arbeit nach Hause fahre, ist mir oft nach Abschalten zumute. Da setze ich mir Stöpsel in die Ohren und lasse mich berieseln. Aber das hat speziell nichts mit dem Durchblickambiente zu tun, das machen viele andere nach der Arbeit auch. Schöne Dinge vom Arbeitstag nehme ich mit, das Negative schiebe ich beiseite und vergesse es schnell.

**Christine Stumpe:**  
**»Die Struktur muss ich mir selbst schaffen.«**

Christine Stumpe ist, seitdem sie den Durchblick besucht, nicht mehr in der Klinik gewesen.

Insofern habe das Haus ihr sehr viel Halt und psychische Stabilität gegeben. Vor 1995, ihrer ersten Kontaktaufnahme mit dem Durchblick, waren die Zeiten vor und nach den Krankenhausaufenthalten durch Rückzug vor den anderen geprägt. Ich frage Christine, woran es ihrer Meinung läge, dass sie durch den Durchblick das Krankenhaus nicht mehr braucht.

Sie ist sich ziemlich sicher, dass sie insbesondere durch die Unterstützung von Rosi Haase jetzt mehr seelisches Gleichgewicht bekommen habe und unabhängiger von ihrer Familie geworden sei. Zudem hat sie einen Lebenspartner gefunden, den sie versorgt, auch hat sie Freundschaften zu anderen Durchblick-besuchern geschlossen.

»Und Struktur? Gibt dir der Durchblick Struktur?«

»Die Struktur muss ich mir selbst schaffen«, sagt Christine. »Der Durchblick an sich gibt keine Struktur, da hier nichts aus Zwang geschieht, aber er gibt mir durch sein breitgefächertes Angebot die



Möglichkeit, dass ich mir Struktur schaffe. Es gibt zahlreiche Angebote, für die ich Interesse zeige. Da ist zum Beispiel der Nähkurs, das Kochen, die Kunstgruppe, und ich werde angeregt, Sport zu betreiben, zum Beispiel allein schwimmen zu gehen oder Fahrrad zu fahren.«

Christine Stumpe hat einmal, noch in der tiefsten DDR, am Institut für wissenschaftliche Medizin und Naturwissenschaft als wissenschaftliche Assistentin gearbeitet und unter anderem Forschungsseminare geleitet.

Krank wurde sie, nachdem sie von der Schule in die Ausbildung, beziehungswei-

se in das Berufsleben überwechselte. Der Wechsel von der »warmen« Einbettung in der Schule zur selbständigen Orientierung außerhalb der Schule bekam ihr nicht. »Quasi der Sprung ins kalte Wasser war es«, sagt Christine. »Man sagte mir nach, mein Leistungsniveau hätte erheblich nachgelassen. Das stimmt nun überhaupt nicht!«

Als Christine das Leben als Erwachsene in die Hand nehmen sollte, bekam sie zunehmend Probleme mit der Umwelt. 1975 diagnostizierten ihr Ärzte ein Entwicklungsdefizit und eine schizophrene Störung.

Der eigentliche Grund war, laut Christine, dass sie die Verhältnisse in der DDR angeprangert hatte. Sie kritisierte den schleichenden Häuserverfall und wies immer wieder darauf hin, dass endlich etwas getan werden müsste. Der Lohn: Von allen Seiten, auch von ihrer Familie, sagte man ihr, sie sei undankbar.

Christine Stumpe hat im Durchblick einigen sozialen Rückhalt gefunden. Freunde? Das nicht gerade. Aber sie hilft manchen Besuchern, die auf sich allein gestellt sind und unterstützt sie.

»Ein Stück zwischenmenschlicher Restsolidarität aus der DDR?«, frage ich.

»Das gewiss«, sagt Christine. »Auch

wenn ich mal depressiv bin, bekomme ich Besuch. Nein, wirklich, ich erhalte viel Unterstützung. Und wenn es mir gesundheitlich ganz schlecht geht, hilft mir Roland Greschke, mein Partner, oder meine Eltern.«

Aber meistens geht es Christine Stumpe ja gut, dann ist sie sehr engagiert im Durchblick. Sie arbeitet und schreibt in der Zeitung »Neues vom Durchblick« mit, berät, bedingt durch ihre beruflichen Kenntnisse bei der Medikamenteneinnahme und gibt Tipps bei Jobsuchen. Christine wäre dankbar, wenn sie in 20 Jahren immer noch hierher kommen würde und dürfte.

Dürfte, weil Jüngere rücken nach. Sind dann Ältere noch gerne gesehen? Heute sind die Alten auch in der großen Minderzahl. Christine würde gerne in einer Gemeinschaft wie dieser alt werden. Was sie auf keinen Fall will, ist in die Zwickmühlen einer Seniorenbetreuung geraten!

**Willem van den Haak:**

**»Hier herrscht mir zu viel Autorität und Struktur.«**

Ich bin 61 Jahre alt, komme aus Holland und bin seit 1996 in Leipzig. Ich hatte damals eine große Lebenskrise. Von meiner verstorbenen Mutter hatte ich 100.000 Euro geerbt, die ich nach einiger Zeit verbraten hatte. Jetzt blieb mir nur eine kleine Rente von 125 Euro, die reichte aber nicht zum Leben, und Sozialhilfe bekam ich nicht, weil das Erbe länger hätte reichen müssen. So war ich in großer Not. Freunde meiner Ex-Frau empfahlen mir den »Durchblick«. Dort lernte ich Rosi kennen, sie hat mir sehr geholfen und nicht nur das, wir haben uns verliebt. Sie half mir, die lästigen Behördengänge zu machen und erreichte, dass ich wieder zu einer angemessenen, staatlichen Unterstützung kam.

Bereits in den Niederlanden war ich Maler und Bildhauer, als ich dann in Leipzig den »Durchblick« kennen lernte, war er zunächst mein zweites Zuhause. Aber an der Kunstgruppe nehme ich zur Zeit nicht teil, aus dem einfachen Grunde, da ich seit vier Jahren eine Schaffenskrise habe. Da ist der Alltag natürlich oft unerträglich. Ich verspüre viel drückende Leere, habe



keine Aufgaben und sehe mich daher oft als nutzlos, mein Leben als sinnlos. Um die Zeit totzuschlagen, sehe ich viel fern. Rosi macht mir dabei keinen Druck, sie hat sehr viel Verständnis für mich und ist tolerant. Sie akzeptiert mich wie ich bin. Ich gehe selten in den »Durchblick«, im Schnitt ein- bis zweimal im Monat. Warum, weiß ich auch nicht. Für Gespräche habe ich Rosi, da brauche ich die Begegnungen mit den anderen nicht. Ich weiß, Rosi ist selten da, sie hat viel zu tun und viele Termine, aber trotzdem gehe ich nicht in den »Durchblick«. Ich bin gerne alleine zu Hause, allein sein macht mir im Gegensatz zu manchem gar nichts aus.

Früher konnte ich das nicht. Aber mittlerweile habe ich gelernt, durch seelische Schmerzen zu gehen. Am Anfang mag es weh tun, aber es vergeht, jetzt liebe ich die Einsamkeit. Ich gucke dann fern, das lenkt ab.

Seit 1996 bin ich zwar in Leipzig, aber vor vier Jahren kam ich erst zum »Durchblick«. Seitdem ist Rosi meine einzige Bezugsperson, mit den anderen Durchblickbesuchern habe ich weit weniger Kontakt. Aber ich habe vier Kinder von 21 bis 26 Jahren. Zu denen habe ich ein sehr gutes Verhältnis. Also Einsiedler bin ich nicht.

Damals, als ich in Not war, war ich oft im »Durchblick«, aber je mehr ich mein Leben wieder in den Griff bekam, desto weniger ließ ich mich dort blicken. Ich bemerkte für mich auch schnell, dass hier sehr viel Autorität und Struktur herrscht. Ich brauche den »Durchblick« wirklich nicht. Rosi hilft mir zur Zeit gerade, bei den Behörden ein persönliches Budget zu beantragen. Ich würde gerne eine Haushaltshilfe für mich beanspruchen. Ich ernähre mich nicht mehr richtig, esse nur Fleisch und habe Probleme mit dem Haushalt. Und da hilft mir Rosi wieder. Sie bemüht sich für mich, dieses

Budget zu bekommen. Wenn ich es bekäme, hieße das im Klartext, dass ich vom Sozialamt Geld bekäme, das ich mir einteilen könnte. Ich würde damit eine Haushaltshilfe finanzieren.

Aber wenn ich dann mal im »Durchblick« bin, kann ich anderen auch Grenzen setzen. Neulich saßen wir in der Küche, als plötzlich ein Maniker die Runde störte und viele, vor allem Frauen, beleidigte. Da hatte ich die Courage aufzustehen und lautstark ein paar Machtworte zu sprechen. Sofort war es mucksmäuschenstill im Raum. Manchen Mitarbeitern gelingt es nicht immer, sich so durchzusetzen.

**Rosi Haase:**

**»Seit 1990 ist meine wesentliche Funktion im Durchblick, den Laden zusammen zu halten.«**

Ich frage Rosi, warum der ›Durchblick‹ gegründet wurde, beziehungsweise unter welchen Umständen er gegründet wurde. Sie erzählt mir von Klaus Weise, damals einer der wenigen Reformpsychiatern in Deutschland. Selbst DDR-Bürger, hatte er Kontakt zu den Leipziger Selbsthilfegruppen aufgenommen. Rosi wurde von dem Psychiatrieprofessor und den Manikern in der Gruppe quasi in die Zange genommen: Beide drängten, endlich so etwas wie den ›Durchblick‹ zu gründen und ein Konzept auf die Beine zu stellen. Unter diesen merkwürdigen Umständen wurde der Verein gegründet.

»Im ersten halben Jahr gab es insgesamt vier verschiedene Vorstände«, berichtet Rosi, »einfach aus dem Grund, weil ständig gezankt und gestritten wurde. Irgendwann hat mich Klaus Weise angesprochen und mich gefragt, ob ich das nicht machen wolle, sonst würde aus der ganzen Sache nichts werden. Zuerst lehnte ich strikt ab. ›Nee, sagte ich. ›Nie im Leben!!!‹ Dann gab ich nach. ›Aber nur für zwei Jahre!‹ Das war 1990.«

Rosi lächelt mich an. »Seitdem ist meine wesentliche Funktion, den Laden zusammen zu halten.«

»Was waren zunächst eure größten Schwierigkeiten?«, will ich wissen.

»Eine unserer größten Schwierigkeiten bestand darin, nicht zu wissen, wie die BRD funktioniert, die plötzlich über uns kam.« Rosi erzählt mir, wie sie das gemeinsam mit Christina Stoppa gelernt hatte, bis sie dann alles im Griff hatten.

»Wirklich, die Christina hat das gut gemanagt.«

»Und der Unterschied zwischen dem ›Durchblick‹ zu anderen psychosozialen Einrichtungen in Deutschland?«, frage ich. Rosi sagt, dass sie in Leipzig die einzigen seien, wo Betroffene und Profis zusammenarbeiten.

»Aber trotzdem blicken wir ein wenig neidisch nach Berlin«, und sie erzählt, wie sie gerade am Vortag die Krisenpension in Berlin besucht hat. Dort arbeitete das multiprofessionelle Team durchweg trialogisch. Patienten, die zu jemanden in die Therapie gingen, wüssten vorher nicht, ob sie zu einem Profi oder einem Betroffenen gingen.

Wir beginnen zu diskutieren. Ich als Betroffener wüsste nicht, ob ich es gut finden würde, nicht zu wissen, wer mich



therapiert, wobei es mir, das räume ich ein, nicht unbedingt auf das Fachwissen ankommt, sondern auf den Menschen. Ich weiß, dass in der Krisenpension leider auch noch nicht alles Gold ist, was glänzt. Nur bestimmte Kassenpatienten werden genommen, man müsse in bestimmten Bezirken wohnen, um aufgenommen zu werden. Rosi meint, das sei alles noch im Aufbau, jeder Bezirk brauche eine Krisenpension, auch Leipzig, und deshalb sei sie in Berlin gewesen, um das hier auch aufzubauen.

Und Leipzig braucht, genau wie Berlin auch, so was wie Ex-In\*!

Dann sagt sie, dass sie hier sehr froh über die Menschenrechtskonvention der UN seien, damit meint sie insbesondere den Schritt weg von der Psychiatrieverwahrung hin zur Inklusion. Ihre eigene Funktion im ›Durchblick‹ definiert Rosi als ›Mädchen für alles‹. Rein formal sei sie zwar Vorstandsmitglied und arbeitet als Altersteilzeitkraft in der KBS mit. Aber überwiegend redet sie mit den Nutzern, trinkt mit ihnen Kaffee und versucht, einigen aus der Isolation zu helfen. Dann sei sie so genannte Kunstmanagerin und organisiert Ausstellungen und sammelt Künstler und Künstlerinnen im Land auf. Auch ist sie jetzt bei der Organisation der Haussanierung mächtig am Mitwirbeln.

Sie kommt auf den Unterschied zwischen den Werten der Bundesrepublik und der alten DDR zu sprechen. Die neue Gesellschaft sei, so Rosi, eine ›sortierte Gesellschaft‹, in der Geld, Einsamkeit und Armut eine große Rolle spielten. Das kannte die DDR nicht. Und mit diesen seit 20 Jahren aufgetretenen Problemen müssten die Mitarbeiter des ›Durchblicks‹ jetzt umgehen.

\* Ausbildungsprojekt für Psychiatrieerfahrene als Gesundheitshelfer

**Karen Jakob:**  
**»Ich will auch weiterhin mit psychisch Kranken arbeiten.«**

Ich heiße Karen und habe seit 2009 eine feste Anstellung im Durchblick, allerdings nur für drei Jahre.

Ich studierte Sozialpädagogik an der HTWK von 2000 bis 2005. Vor dem Studium machte ich ein Praktikum am Hort einer Waldorfschule und betreute unter anderem die Kinder von Jens Otto. Über diese Arbeit lernte ich Jens dann auch näher kennen. Er erzählte mir vom »Durchblick«, und bald machte ich auch dort während des Studiums ein bis zweimal in der Woche ein Praktikum.

Am »Durchblick« schätzte ich schnell die lockere, nicht so eng strukturierte Atmosphäre; es war leicht, mit den Leuten in den Kontakt zu kommen. Das Konzept gefiel mir ganz und gar. Es gab keine Hierarchien zwischen Mitarbeitern und Betroffenen. Es war total anders als ich es mir vorgestellt hatte. Mir fiel es wirklich leicht, mit den Betroffenen ins Gespräch zu kommen, aber das sagte ich ja bereits.

Von meiner Seite gab es überhaupt keine Vorbehalte. Doch sah ich schnell ein, dass es zu meinen Aufgaben gehörte,



selbst etwas mit den Leuten auf die Beine zu stellen. Ich konnte nicht darauf warten, dass man mir Anweisungen gab. So organisierte ich viele Ausflüge und andere Sachen.

Dann folgten zwei Jahre Studium ohne Praktika, aber der Kontakt zum »Durchblick« brach nicht ab. Im dritten Studienjahr hatte ich nur Praktika, alle absolvierte ich im »Durchblick«. Da wusste ich schon, dass ich gerne mit psychisch Kranken arbeiten würde. Das war mein Berufswunsch. Als ich 2007 fertig mit dem Studium war, fand ich keinen Job.

Erst 2007 bekam ich eine ABM-Stelle im »Durchblick«. Ich arbeitete im Betreuten Ambulanten Wohnen und im Nachtcafé. Und dann wurde ich, wie gesagt, 2009 für drei Jahre fest hier angestellt. Ich arbeite im Psychatriemuseum, Thomas Müller ist mein Chef. Ich mache Führungen, erkläre die Ausstellungsstücke und gebe die Gegenstände und Dokumente in eine Datenbank ein.

Das mag sich auf den ersten Eindruck als eine trockene Arbeit anhören, aber der Eindruck trügt: Mit den Besuchern komme ich nach wie vor in Berührung, sie sind ja ständig da, also der Kontakt zur so genannten Basis ist da. Auch Vereinsarbeiten übernehme ich und helfe auch im Küchendienst. Es sind hier keine Schubladen, in die man hier durch seine Tätigkeiten gesteckt wird. Und das ist auch das Gute am »Durchblick«.

Klar, da werde ich schon ein wenig wehmütig, wenn ich daran denke, dass mein Vertrag bereits in einem Jahr wieder ausgelaufen ist. Auch wenn ich hier nicht mehr arbeiten sollte, ich werde den Kontakt aufrecht erhalten. Ob es durch Zuverdienst und 1-Euro-Jobs ist, ich will hier nicht mehr weg. Den »Durchblick« würde ich nach all den Jahren stark missen.

Ich habe hier eine Menge Kontakte, Freundschaften geschlossen, die über den Rahmen des Hauses hinausgehen. Und das nicht nur mit Mitarbeitern. Auch Nutzer sehe ich manchmal in der Stadt. Das Schöne an Leipzig ist, dass es eine übersichtliche, konzentrierte Stadt ist. Vor allem in der Altstadt trifft man sich immer wieder.

Vielleicht bekäme ich als Sozialpädagogin Arbeit, doch in Einrichtungen, in die ich nicht will. Ich will in keinem Hort arbeiten, sondern mit psychisch Kranken. Dafür habe ich nach meinen Erfahrungen entschieden, das ist mein ehrlicher Berufswunsch!

**Thomas Seyde, Diplompsychologe,  
Psychiatriekoordinator:**

**»Das Geld soll dorthin, wo die  
Menschen es brauchen.«**

Thomas Seyde hat zweierlei Beziehungen zum ›Durchblick‹. Zum einen begleitet er in seiner Funktion als Psychiatriekoordinator sämtliche Leipziger Projekte, die ambulante Alternativen zur stationären Psychiatrie anstreben.

Er vermittelt, um beim ›Durchblick‹ zu bleiben, zwischen dem Verein und der Verwaltung, die er, Thomas Seyde repräsentiert. Er befürwortet Gelder, ist zuständig für die finanzielle Versorgung, Mietangelegenheiten und Raumfragen. Kurz, er fungiert als Bindeglied zwischen der Administration und der Arbeit an der ›Basis‹.

In diesem Zusammenhang lobt er die Arbeit des ›Durchblicks‹, da dessen Vorstand die Gelder, die in das Projekt einfließen, einwandfrei verwaltet, beziehungsweise nicht sinnlos aus dem Fenster schmeißt.

Sein zweiter Bezugspunkt zum ›Durchblick‹ ist seine positive Haltung zu seinen Mitarbeitern und Besuchern. Diese Einstellung geht weit über seine berufliche Arbeit hinaus – hier kommt der Privatmensch Thomas Seyde zum Vorschein.

Er versucht Menschen mit psychischen Störungen zu verstehen, hört einfach zu. Er fühlte sich seit jeher von diesen Menschen angesprochen, keineswegs abgestoßen, was ihn nicht zuletzt dazu bewogen hatte, diesen Beruf anzustreben. Die meisten Besucher des ›Durchblicks‹ kennt er, allein schon, weil er viele seiner Veranstaltungen besucht.

Beim ›Durchblick‹ schätzt er vor allem die Integration von Betroffenen in die Vereinsarbeit, sie nehmen zum Teil auch Positionen in leitenden Stellen ein. Diese Konzeption kann auch problematisch sein, denn bei aller Befürwortung, einen Punkt, den man beachten muss, sieht Thomas Seyde in der Tatsache, dass Betroffene vermehrt in die Organisation einbezogen werden wie zum Beispiel in die Vorstandsarbeit. Dies sei eine große Herausforderung für die ›Profis‹; dem basisdemokratischen Charakter wird es dadurch zwar sehr gerecht, aber die Arbeit wird dadurch nicht leichter. Im ›Durchblick‹ kann es durchaus Situationen geben, in denen Betroffene die ›Chefs‹ von Profis sind – das ist so gewollt, bringt echte Alternativen zustande – muss aber gut begleitet werden.



Einige im ›Durchblick‹ rufen nach mehr Profis, andere wollen Betroffene an die ›Macht‹. Dadurch wächst nicht immer positive Energie zwischen den Lagern, es entstehen Konflikte. Aber die Konzeption des ›Durchblick‹ ist ein Experiment. Wären zum Beispiel in Berlin Leute nicht auf die Idee gekommen, etwas Alternatives auf die Beine zu stellen, wäre die Krisenpension nie entstanden. Bei allen Problemen, die es hier geben kann, überwiegt das Positive. Diese spezielle Art von Zusammenarbeit zwischen Profis und psychisch erkrankten Menschen, die im ›Durchblick‹ seit Anbeginn

praktiziert wird, ist mit Sicherheit eine Seltenheit, wenn nicht gar einzigartig in deutschen Kontakt- und Beratungsstellen. Gut, dass viele Menschen hier Arbeit finden auch wenn nicht alle immer in gleicher Weise davon profitieren können.

Den ›Durchblick‹ begleitet Thomas Seyde von Anfang an, aber nicht nur ihn, sondern alle Leipziger psychosozialen Projekte, die nach der Wende aus dem Boden sprossen. Er begleitet sie mit gleichberechtigtem Interesse, ohne Prioritäten zu setzen. Schließlich geht es um die Sache, Konkurrenzverhalten dürfe auf keinen Fall aufkommen.

Thomas Seyde wollte kein ›Schreibtischtäter‹ sein, er sucht immer den Kontakt zu den Betroffenen. Nach jedem Winter organisiert er ein Fußballturnier aller Leipziger psychosozialer Einrichtungen. Auch moderiert er mit Rosi Haase regelmäßig das Leipziger Psychoseseminar. Seine Arbeit im Gesundheitsamt beschränkt sich keineswegs auf Aktenarbeit. Er führt viele therapeutische Gespräche, betreut Menschen in seelischer Not. In die Bürgersprechstunde kommen Menschen, die seit Jahren seinen Rat suchen. Auch Hausbesuche macht er. Thomas Seyde hat im Großen

und Ganzen den Eindruck, dass die, die zu ihm kommen, sich recht wohl fühlen. Man müsste sie befragen, sagt er. Durch die Probleme seines Bruders, die tragischerweise zum Suizid geführt haben, kennt Thomas die Grenzen zwischen Beruf und privater Sphäre nicht. Mir persönlich kommt diese Aussage auf Anhieb glaubwürdig vor: Er redet auf Augenhöhe, bietet mir spontan das ›Du‹ an.

Die alleinige Tätigkeit in der Verwaltung, seine Arbeit auf den bürokratischen Schriftverkehr zwischen der Administration und den Projekten zu beschränken, würde ihn krank machen. So bemüht er sich, die Bürokratie in seinem Arbeitsbereich auf ein Minimum zu reduzieren. Allein schon deswegen, da Bürokratie viel Geld kostet. Sein Anspruch: Die Gelder sollen dorthin fließen, wo sie hingehören – an die Basis.

Für seinen Arbeitsbereich hat er eine kleine Crew an Praktikanten und Azubis, die einen Teil der Verwaltungsarbeit leisten, Abrechnungen und Termine machen und Telefonate führen.

Abschließend meint Thomas Seyde, dass er im Allgemeinen keine Mauer um sich aufbaut, sondern auch echte Beziehungen zu Betroffenen zulässt. Mit manchen

Durchblickbesuchern geht er manchmal auch etwas trinken. Allerdings braucht er auch mal Ruhe und muss sich abgrenzen. Als Psychologe und Therapeut hat er aber nicht die üblicherweise berufliche Distanz zu seinen Klienten, sondern begegnet ihnen mit menschlicher Nähe. Und dies mag selten genug sein ...

**Ulf Weiser,**  
**35 Jahre, Koch im Durchblick:**  
**»Man kann hier sein, wie man will.«**

Ich habe eine Bäcker Ausbildung und eine abgebrochene Kochausbildung. Seit 2003 arbeite ich im ›Durchblick‹ als Koch, zweimal in der Woche. Und seit 2001 in einer Behindertenwerkstatt als Gärtner. Das mit dem Koch hier ist mein Außenarbeitsplatz, das ist Zuverdienstarbeit. Ausgebeutet fühle ich mich trotz des geringen Lohns keinesfalls. Ich beziehe Rente und andere Leistungen.

Zur Zeit bin ich aber krank geschrieben. Manche sagen, ich soll mich in die Klinik begeben. Dabei ist es alles andere als Einbildung, dass ich von der NPD bedroht werde und den Anhängern eines Fußballvereins. Das sind alles Stalker, die mir nachstellen und mich bedrohen. Das geht seit sechs Jahren schon so. Die Profis sagen nur, ich bin psychisch krank, aber wirklich, ich bilde mir das nicht ein. Ich könnte noch stundenlang über die Stalker reden, aber das will ja sowieso keiner hören.

Den ›Durchblick‹ habe ich kennengelernt, als ich mal etwas verzapft hatte und hier Arbeitsstunden ableisten musste. Da habe ich Lunte gerochen und durchge-



setzt, dass ich hier zwei- bis dreimal in der Woche arbeiten durfte. Aber jetzt bin ich eigentlich nur im ›Durchblick‹, wenn ich koche, privat komme ich kaum her. Gut finde ich am ›Durchblick‹, dass ich mich hier beruflich ziemlich frei bewegen kann. Ich habe die Freiheit einzukaufen, was ich will und für alle das zu kochen, wonach mir ist.

Aber was mir nicht gefällt, ist, dass ich in die psychische Ecke gedrängt werde. Der ›Durchblick‹ ist Teil der Gesellschaft und kann die Defizite der Gesellschaft nicht ersetzen und vor allem keine Therapie. Aber das ist nicht die Schuld des ›Durch-

blick«. Ich bekomme in der Apotheke auch keine Zigaretten, aber Raucher wissen, wo sie Zigaretten herbekommen, und ich weiß das nicht. Der ›Durchblick‹, und das erwarte ich, könnte mir zumindest helfen, eine angemessene Therapie zu finden.

Zum Kichern ist es manchmal, wenn jemand durchdreht. Man kann hier sein, wie man will, da ist viel Toleranz. Wenn ein ›Verrückter‹ sagt, er wird von Drachen verfolgt, sagt ein Verstandesmensch, Drachen gibt es nicht, dabei steht der Drache vielleicht nur für ein Bild oder ist Symbol. Viele im ›Durchblick‹ sehen das so und argumentieren nicht von oben herab: »Du bist psychotisch! Geh in die Klinik!«  
Seitdem ich von den Stalkern verfolgt werde, kann und will ich nicht mehr allein leben. Ich habe keine Familie und keine Freundin, da war das mit der WG mit Rosi ein richtiger Lichtblick für mich. Die WG ist ein bisschen Familienersatz für mich, da kann ich mit Rosi und den anderen oft klönen.

**Jens Otto Didier: »Bei uns sind alle gleich. In der Kunstgruppe gibt es keinen Boss.«**

»Jens Otto, du bist Leiter der Kunstgruppe. Hast du bestimmte Ansprüche, Konzepte, die du verfolgst?«  
»Nein«, sagt Jens, »Ansprüche habe ich keine. Ich will keinen bestimmten Stil lehren.« Er fügt hinzu, dass die Teilnehmer, die hier andocken, als Künstler herkommen. Die hätten alle bereits ihren Stil. Jens Otto macht keinen Unterschied zwischen ›psychisch krank‹ und ›gesund‹: »Hier ist jeder willkommen. Psychiatrische Themen stehen nicht im Mittelpunkt der Gespräche. Das Wichtigste, weswegen alle herkommen, ist das Gemeinschaftsgefühl. Hier erfahren sie ein Stück Normalität. Höhepunkt ist die alljährliche Kunstgruppenfahrt, raus aufs Land. Da darf man Bier trinken oder auch nur Kaffee oder Säfte. Bei uns gibt es keinen Leiter, alle sind gleich. Gemeinsam wird beraten, welche Materialien wir einkaufen.«  
»Oft sitzen wir an Gemeinschaftsarbeiten«, meint Jens, »ansonsten macht jeder sein eigenes Ding.«

Er findet es vorteilhaft, wenn Mitarbeiter auch einmal etwas mit der Psychiatrie zu tun hatten. Das bringe mehr Einfühlungs-



vermögen mit. Mittelpunkt seiner Arbeit sind die Betroffenen. Gern geht er mit den Kunstgruppenmitgliedern noch ein Bierchen trinken. Die Toleranzschwelle sei hier sehr groß, trotzdem sind, das muss so sein, auch Grenzen gesetzt. Das Gute am ›Durchblick‹ sei, so Jens Otto, dass der Verein ihn von seiner Konzeption her nicht in ein therapeutisches Korsett zwingt, z.B. ganz anders, nämlich rigider und distanzierter mit den Betroffenen umzugehen.

An eine Episode erinnert sich Jens gerne. Sie hatten eine Gruppenfahrt

nach Tschechien gemacht, da flippte ein an sich guter Kumpel, eine treue Seele, total aus. Mit herunterhängenden Hosen rannte er durch die Kneipe; er wollte sich auf die Wanderschaft nach Hause machen und hatte sich ein weißes Kopfkissen aus der Pension über den Kopf gehalten. Er kam an einen Hochsitz, auf dem ein Jäger auf Wild wartete, der Maniker schmiss das Kopfkissen laut krakeelend in die Luft, bis der Jäger aufgab und abhaute.  
Aus der weiten Wanderung wurde nichts, bei Sonnenaufgang hielt er eine flammende Rede, dann schmiss er in hohem Bogen seine Tabletten in die Luft. Die Tabletten! Die letzte Rettung, nur die könnten ihn jetzt noch ein bisschen ruhig stellen.  
»Mit Mühe und Not pulten wir sie zwischen den Ritzen des Bretterbodens hervor. Wir hatten viel zu lachen«, schließt Jens Otto. »Aber wir lachten ihn nicht aus, es war die Situationskomik, die uns zum Lachen brachte.«

**Thomas Müller, zuständig für das  
Psychiatriemuseum:**

**»Der ›Durchblick‹ steht für Toleranz  
gegenüber Menschen, die ›anders‹  
sind.«**

1990 beendete Thomas Müller sein Germanistikstudium, es war die Wendezeit, Aufbruchstimmung, Neues, ganz Anderes wurde gewagt. Ein befreundeter Psychiater, der die ›Gesellschaft für kommunale Psychiatrie‹ mitbegründet hatte, fragte Thomas, ob er in diesem Verein nicht als Geschäftsführer arbeiten wollte. Thomas war leicht irritiert, hatte er mit Psychiatrie doch noch nie etwas zu tun gehabt. Er aber machte es dann doch und bekam irgendwann über seine Arbeit Kontakt zu Rosi Haase. Bei einer Tagung lernten sie sich kennen, er war sofort von ihrer euphorischen, engagierten Art angetan. Am Anfang arbeiteten sie noch in der Gottschedstraße zusammen, in diesem winzig kleinen Büro, in dessen Mitte gerade einmal ein Schreibtisch passte, ständig umlagert von Mitarbeitern und Betroffenen.

Die Idee des Psychiatriemuseums gab es eigentlich schon lange, aber der zündende Funke sprühte über, als Thomas Müller und andere Leute vom ›Durchblick‹ im



Rahmen des Europaprojekts einmal in Dänemark ein Psychiatriemuseum besichtigt hatten. Danach wurde die Idee umgesetzt, das in Leipzig auch zu machen. Thomas Müller hat die Ausstellungsobjekte für das Museum in Sachsen selbst gesammelt, hat die Texte für die Tafeln recherchiert; 2001, in der Museumsnacht wurde es eröffnet.

Thomas Aufgabe im ›Durchblick‹ ist, dafür zu sorgen, dass der Museumsbetrieb einwandfrei läuft, er muss Dinge mit den Mitarbeitern klären, Besuchergrup-

pen führen, neue Ausstellungen planen und organisieren, und nicht zuletzt, ist er Mitplaner der jährlichen Festivals ›KUNST IST VERRÜCKT‹. Aber dennoch, er lebt und arbeitet nicht abgeschottet in seinem ›Elfenbeinturm‹. Er hat sehr wohl Kontakt zur so genannten Basis. Dies lässt sich im ›Durchblick‹ auch nicht verhindern. Ständig geht die Tür auf, und jemand will etwas von ihm. Auch kommen regelmäßig Leute zu ihm und fragen ihn um Rat.

Als sehr positiv empfindet Thomas Müller, dass der ›Durchblick‹ der einzige Leipziger Verein ist, in dem basisdemokratische Ideen so konsequent umgesetzt werden und die ursprüngliche Lebendigkeit von vor 20 Jahren erhalten geblieben ist. Der ›Durchblick‹ ist für Thomas: Toleranz ›verrückten‹ Menschen gegenüber, die hier eine Heimat gefunden haben, weil sie woanders nicht mehr geduldet werden. Negativ für Thomas Müller ist die Tatsache, dass psychisch erkrankte Menschen nicht sehr belastbar sind, was die Arbeit, zum Beispiel im Vorstand, hemmen kann. Auch werden Besucher, die gerne regelmäßig kommen würden, oft durch akut kranke Menschen verschreckt.

Eine witzige, eher groteske Episode, an die sich Thomas im ›Durchblick‹ inzwischen gerne erinnert, ist die Eröffnung des Psychiatriemuseums.

Alles wurde groß angekündigt, der Oberbürgermeister fand lobende Worte – unter dem Motto: »Schaut her, ihr Bürger! Ein neues Museum ...«

Die Wirklichkeit sah so aus, dass die Museumsräume 24 Stunden vor der Eröffnung noch leer standen, die Schrifttafeln waren noch nicht fertig, es gab keine Ausstellungsobjekte. Es war wie bei des Kaisers neuen Kleidern. Wenige Tage vorher flitzte Thomas nach Bremen hoch und ›erbettelte‹ sich bei einer psychiatrischen Einrichtung ein paar Objekte zum Ausleihen, damit wenigstens etwas im Raum stand. Damals war das ein Mordsstress für alle Beteiligten, heute kann man darüber lachen. Rückblickend sagt Thomas Müller zu dieser Aktion: »Wir waren wie Maniker. Die schaffen auch das Unmöglichste!«

## Malerei als Blitzableiter von seelischen Schmerzen. Nicht das Defizit der einzelnen spielt in der Kunstgruppe des Leipziger ›Durchblicks‹ eine Rolle.

Der Leipziger Durchblick e.V. hat mich nach Leipzig eingeladen. Ich werde einige Fragen an die Mitglieder der Kunstgruppe stellen, die an diesem Sonnabend in die Mainzer Straße 7 kommen werden, um sich mit mir über das Thema ›Künstler mit psychischen Krisen‹ zu unterhalten.

Rosi Haase, eine Mitarbeiterin des Durchblicks, empfängt mich herzlich am Bahnhof, mit der Straßenbahn fahren wir zur Marschner Straße, von dort ist der Fußweg zum ›Durchblick‹ nicht mehr weit. Zwei, drei Leute sind schon da, Rosi setzt Kaffee auf, dann gehen wir in den Garten, wo auf einem Tisch, halb im Schatten, halb in der prallen Sonne, Kuchen mit Schlagsahne steht.

Es ist schwierig, in das Thema einzusteigen. Rosi kündigt mich an, aber sie tritt dabei nicht als Autoritätsperson mit leitender Funktion auf, sondern wie ein gleichberechtigtes Mitglied der Gruppe. Das mag den Vorteil einer lockeren, kame-



Kunstgruppenfahrt nach Dommitzsch, 2009

radschaftlichen Atmosphäre auf ›Augenhöhe‹ mit sich bringen, der Nachteil aber ist, dass leicht Unruhe entsteht, es an der leidigen Disziplin mangelt, gar leichtes Chaos aufkommt. Diese Beobachtung sollte nicht als grundlegende Kritik aufgefasst werden, denn ich kann mir vorstellen, dass dieser Umgang zum basisdemokratischen Konzept des ›Durchblicks‹ gehört. Endlich gelingt uns der gemeinsame Startschuss, und ich beginne mit der allgemeinen Frage, was denn der ›Durchblick‹ überhaupt sei. Ich war schon so oft hier und weiß immer noch nicht, ob diese Einrichtung eine Art KBS oder eine Leipziger Variante des Berliner Weglaufhauses ist.

Ein vollbärtiger Mann mit Wollmütze, Pullover und Wanderstiefeln, für diese Hitze äußerst ungewöhnlich, stellt sich als Willem vor und erklärt, dass der ›Durchblick‹ eine Einrichtung für betroffene und so genannte normale Menschen sei. Sie dient, Vorurteile abzubauen, kommen doch oft Menschen, die noch nie mit der Psychiatrie zu tun hatten. Sie stellen Fragen wie: »Woran merke ich, wenn ich verrückt werde?« Dann sei im Haus das ›Sächsische Psychiatriemuseum‹ untergebracht, das ziehe natürlich viele jüngere Menschen an, vor allem Studenten in den entsprechenden Fachrichtungen, es kämen auch Ange-

hörige, die die Gelegenheit nutzten, ihr Herz auszuschnitten. Rosi ergänzt: »Der ›Durchblick‹ ist von jedem ein bisschen: Begegnungsstätte für Betroffene, Kunstwerkstatt und Weglaufhaus, in dem jeder wohnen darf, der einen triftigen Grund angeben kann. Innerhalb von zwei Monaten sollte sich dann aber eine Lösung der Wohnverhältnisse des Betroffenen zeigen, das heißt, ein Dauerwohnen gibt es hier nicht.«

Das beste Beispiel sei eine gewisse Annabella. Sie kam vom Heim in den ›Durchblick‹, lebte hier eine Zeit lang und schaffte vom ›Durchblick‹ sofort den Sprung in eine eigene Wohnung. Das Besondere aber dieser Einrichtung sei, sagt Rosi weiter, dass man hier deutlich spüre, dass Besucher und Mitarbeiter in einem Boot sitzen.

Ich frage jetzt die einzelnen Mitglieder der Kunstgruppe, was sie motiviere, sich einmal in der Woche hierher zu bewegen, um gemeinsam zu malen. Ob das reines Interesse an der Kunst sei, das Bedürfnis, unter Menschen zu sein oder vielleicht auch nur Zeitvertreib?

Thomas verweist auf den eigentlichen Leiter der Kunstgruppe, der heute leider verhindert sei. Jens Otto gelänge es, Atmosphäre zu schaffen. »Er kann das

wirklich gut. Das ist richtige Arbeit bei ihm. Da ist nix mit Zeitvertreib.« Ein anderer sagt, die Malerei sei für ihn die beste Therapie.

Christine, die lange für sich allein redet, zum Beispiel über Harmonielehre und anderes, bevor sie kluge Sachen so auf den Punkt bringt, wie nur sie es auf den Punkt bringen kann, ist seit fünfzehn Jahren mit Begeisterung dabei, nicht nur wegen des Malens, auch wegen der Kommunikation und um nachzudenken über gewisse Dinge. Dann erzählt sie über ein Projekt, das sie einmal gemacht hatten, mit richtiger Performance, wo sie in Maleranzügen wie Tigerenten herumhampelten. Ausstellungen hatten sie auch schon mit der Gruppe. Zum Beispiel in den Räumen des Sozialgerichts. Jetzt stelle ich die stereotype Frage, die sich in allen Interviews wie ein roter Faden hindurchschlängeln wird: »Könnt ihr durch eure Kunst Abstand zu eurer Krankheit gewinnen?« Der Zeitpunkt dieser Frage ist äußerst schlecht gewählt, denn just in diesem Moment kommt Wolfgang in den Garten gestürzt, ein Typ, der, wie ich bald erfahren, gar nicht zur Kunstgruppe gehört. Er hat meine letzten Worte mitbekommen und geht direkt auf Antikurs: »Was ist



Christine Stumpe und der Autor Peter Mannsdorff

denn das für eine idiotische Frage? Die stellt jeder dahergelaufene Psychiater!« Thomas dagegen geht ernsthaft auf die Frage ein. Nicht nur beim Schreiben, auch in der Malerei sei es durchaus möglich, Abstand von inneren Problemen zu bekommen. Er zum Beispiel beschäftigt sich beim Malen mit Ideen, am Ende ist jedes Mal etwas Neues da. Und dieses Neue hat er durch einen Bewusstseinsprozess auf dem Papierbogen geschaffen. Und so gewinne er Abstand von seinen Problemen. Die seelischen Schmerzen würden abgeleitet ... Christine wirft das Stichwort ›Blitzableiter‹ ein. Nun folgt eine Frage, die

Wolfgang wieder auf den Plan ruft. Ich frage, ob sie manchmal bestimmte Motive malen, die sie in der Vergangenheit belastet hätten und nenne ein Beispiel, weil mir ad hoc kein Besseres einfällt: »Malt ihr beispielsweise über das Vater-Sohn-Verhältnis?« »Das kriegen wir doch nicht raus, was uns damals kaputt gemacht hat!«, lautet die Antwort. »Das schafft doch nur der Psychiater in seiner Analyse.« Jemand sagt: »Wenn ich ein Ding mit meinem Vater zu laufen habe, dann weiß ich das allein, dazu brauche ich keinen Psychiater.« Peter gesellt sich zu uns und setzt sich in den Schatten. Peter ist einer der zwei

Mitbewohner von Rosi, und das ist bemerkenswert. Obwohl Rosi Mitarbeiterin des ›Durchblicks‹ ist, hat sie keine Schwellenängste, mit Betroffenen in einer WG zu wohnen.

Peter ist ein Psychiatererfahrener. Im Gegensatz zu Thomas gelingt ihm nur im manischen Zustand der Durchbruch zu seinem Stil. Er ist dann im Schaffensrausch und ›beschmiert‹, wie er sagt, mehrere Leinwände hintereinander. »Im normalen Zustand brauche ich das nicht zu machen, dazu habe ich dann kein Bedürfnis mehr.«

Jemand protestiert: Wenn du so malst, wo bleibt da denn der intellektuelle Anteil an deiner kreativen Arbeit?« »Ich hinterfrage nicht meine Tätigkeit«, meint Peter, »gedanklich durchdringe ich den Schaffensprozess nicht.«

Ein anderer sagt: »Wenn ich denken will, befasse ich mich mit Philosophie, aber nicht mit Malen. Malen hat etwas mit Gefühl zu tun.« Ich erkläre den Titel meines Projekts. ›Von Drinnen nach Draußen‹ bedeutet: ›Eine Botschaft aus unserem tiefsten Innern wie einen Urschrei ausstoßen. Die zweite Komponente des Titels ist aber auch: Ein Leben draußen, außerhalb der geschlossenen Mauern aufbauen. ›Ich würde mich freuen‹, sage ich, »wenn ich Künstler treffen

würde, bei denen auch die zweite Komponente zuträfe, aber ich bleibe skeptisch, ob Kunst das überhaupt schaffen kann.« Da sagt Peter spontan: »Doch, bei mir könnte das zutreffen. 1990, seitdem ich male, wurde ich zum letzten Mal zwangseingewiesen. Wer weiß, vielleicht hat die Kunst etwas damit zu tun?«

Es entsteht Unruhe, da jemand Fotos zeigt. Anlass zu einer kleinen Kuchepause. Das Gespräch ist für alle fordernd, die Hitze sengend. In der Pause zeigt mir Peter die Zeitung ›Neues vom Durchblick‹, die seit 2009 einmal im Monat erscheint. Ich lese einen Artikel, den Peter selbst geschrieben hat:

Der Durchblick e.V. wurde im Juni 1990 gegründet. In einem Uni-Hörsaal fanden regelmäßig größere Veranstaltungen zur Aufarbeitung des DDR-Psychiatrie-Unrechts statt, die jeweils großen Anklang fanden. Durch mein manisches Verhalten verdiente ich mir flächendeckend Hausverbote in fast allen Kneipen und Cafés der Messestadt. Gleichzeitig malte ich wie ein Besessener im manischen Schaffensrausch zum ersten Mal richtig große Ölbilder und entwickelte einen eigenen künstlerischen Stil, hatte meine erste große Ausstellung bei der Eröffnung des Boot e.V. Ich setzte mich für eine Kunst ohne Etikette ein, man versuchte nämlich, die Maske von



Gemeinschaftsarbeit (JOD, Bolte & friends)

›Kunst von psychischen Kranken‹ zu etablieren. Mein Standpunkt war und ist ›Kunst ist Kunst‹, entweder gute Kunst oder schlechte! Es hätte auch wenig Sinn, ›Holzschnitte von Einbeinigen‹ oder ›Kunst von Alkoholikern‹ (Liköraquarelle z. B.) zu etablieren, auf der Mitleidschiene zu reisen, etwa ›Süßliche Kunst von Diabetikern‹ oder mit dem Munde gemalte ›Kunst von Zahnärzten‹ oder ›Gekeuchte Kunst von Asthmatikern‹. Das ist alles genauso abwegig wie die berühmte ›Bilderei der Geisteskranken‹.

Nach der Pause haue ich genau in diese Kerbe und stelle provokativ eine Frage

speziell an Rosi: »Gibt es einen Unterschied zwischen dieser Kunstgruppe mit seelisch belasteten Menschen und einem Kurs für Nichtbetroffene?« Auf Anhieb sagt Rosi: »Nein, da gibt es gar keinen. Nicht die Krankheit der einzelnen überschattet alles, nicht das psychische Defizit spielt hier eine Rolle, sondern das alleinige Interesse an der Kunst.«

Einmal habe jemand bei der Malgruppe assistiert, er bekam gar nicht mit, dass es sich beim ›Durchblick‹ um einen Psychiatererfahrenenverein handelt. »Nein«, fährt Rosi fort, »einen Unterschied gibt es nicht. Auch normale

Menschen sind psychisch belastet. Der beste Freund ersetzt den Psychiater. Darum geht es. Nicht allein sein, jemanden haben, der einem zuhört. Und da gibt es keine Trennungslinie zwischen ›Normalos‹ und ›Psychos‹.« Aber trotzdem wende ich ein, dass nach meinen Beobachtungen die Toleranzschwelle zwischen den Leuten im ›Durchblick‹ viel größer ist. Wenn die Mitglieder dieser Kunstgruppe möglicherweise in einem Volkshochschulkurs versammelt wären, würden sie vielleicht anecken. Hier hört jeder Christine zu, wenn sie zu lange redet, wie wäre es in der VHS?

Auch die viel zitierte ›art brut‹ wird angesprochen, einige der heute anwesenden Maler äußern sich darüber, ob sie impulsiv oder kopfgesteuert malen. Manche, wie Thomas, gehen überlegt mit dem Kopf vor. Er hat eine bestimmte Vorstellung und versucht, ihr eine Form zu geben. Was dabei herauskommt, ist mal Realistisches, mal Abstraktes.

Als die allgemeine Diskussion wieder eigene Wege geht, erzählt mir Katrin, ein an Multiple-Sklerose erkranktes Mitglied, wie sie zum Malen kam. Als sie zur Kur war und dort an einer Malgruppe teilnahm, malte sie in Gemeinschaftsarbeit ein Bild mit Buchstaben, das im Flur

aufgehängt wurde. Als sie nächstes Jahr wiederkam, hing es immer noch dort. Das spornte sie an. Rosi Haase sagt, dass die Kunstlehrer vor 20 Jahren noch Technik vermitteln wollten, zum Beispiel Perspektive, Fluchtpunkttheorie etc. Heute sei das ganz anders. »Jens Otto zum Beispiel, der eigentliche Leiter der Kunstgruppe, arbeitet auch für sich, anstatt zu unterrichten. Klar, wenn jemand etwas von ihm will, gibt er Ratschläge. Aber in der Regel kämen Leute in den ›Durchblick‹, die ihre eigene Stilrichtung haben. Sie sind sozusagen autonom. Es geht ihnen vordergründig um die Gemeinschaft.«

Wolfgang, der mich anfangs so sehr kritisiert hatte, formuliert jetzt selbst eine Frage, die ich persönlich sehr weiterbringend finde. Er fragt: »Muss man sehr verletzlich sein, um sich als Künstler zu äußern?« Peter sagt: »Ja. Künstler haben eine erhöhte Sensibilität«, was Rosi abstreitet: »Kunst hat sich aus einem Handwerk entwickelt. Ich glaube nicht, dass man pauschal sagen kann, Künstler sind sensibel. Da gibt es solche und solche.«

Zum Schluss möchte ich von einigen Durchblickbesuchern gerne erfahren, wie sie außerhalb der Psychiatrie ihre Nischen finden. Der Begriff ›Außerhalb‹ scheint zunächst eine Definitionsfrage zu sein.



Kunstaktion »Graffiti« zur InterCultura 2009

Jemand meint: »Der ›Durchblick‹ ist auch Psychiatrie. Wer einmal drin war, kommt da nie wieder raus. Das ganze psychosoziale Milieu ist doch ein einziger Psychoseumpf!«

Willem, der mit der Wollmütze, verbringt seinen Alltag zum Teil damit, dass er mit Rosi sonnenabends auf ehrenamtlicher Basis die Kunstgruppe mit anleitet und fürs Kaffeekochen zuständig ist. Ansonsten ist sein Alltag ziemlich trist. Darüber will er nicht reden. Nur so viel: Er, Willem, schläft lange und ist wegen der Medikamente ziemlich lethargisch, da sie ihn völlig außer Gefecht gesetzt haben. Zyprexa heißt das Zeug, das er nimmt.

Auch Thomas fühlt sich durch die Medikamente behindert. Durch sie werden seine Aktivitäten eingeschränkt. Er hat aber Strategien entwickelt, um ihre Wirkung ein wenig einzudämmen. So bewegt er sich viel, um die Chemie wieder auszuschwitzen. Einer ihrer großen Nachteile ist, dass er kaum tief schläft. »Kurzum, die Medikamente sind wie eine Handbremse für mich.«

Thomas' Alltag beginnt um acht Uhr mit dem Wecker. Er nimmt die Medikamente, dann dreht er sich noch einmal um und pennt weiter, bis er gegen Mittag seinen ersten Termin hat. Und zwei bis drei Mal in der Woche geht er hierher.

Wolfgang braucht keinen Alltag. »Ich habe meinen Baum und die Regentropfen, um das Leben zu genießen. Ich muss mich doch nicht rechtfertigen, dass ich da bin. Ich muss nichts produzieren, muss nicht kreativ sein. Ich erfreue mich an der schönsten Schönheit der Vögel, wenn sie zwitschern. Ansonsten zählt für mich das Orakel von Delphi: ›Erkenne dich selbst...‹ »... aber das ist auch Arbeit«, sagt jemand.

Wolfgang begreift sich nicht als Künstler, mehr als Lebenskünstler oder Hungerkünstler oder auch Denkkünstler. Ihm war schon in jungen Jahren klar, dass er sich nie in den gesellschaftlichen Arbeitsprozess eingliedern lassen und nie Frau und Kinder haben wollte.

Er kam 1990 aus dem Neckargebiet in das Leipzig der Wendezeit, seit 30 Jahren lehnt er erfolgreich Arbeit ab, mit dem Preis, dass er sich ärztlich untersuchen lassen musste, seitdem hätte er die Diagnose ›schizophren‹.

Rosi, die inzwischen ins Haus gegangen ist und mit einigen anderen Nudeln gekocht hat, ruft uns jetzt zum Essen. Damit ist das Gespräch beendet. Es folgt eine kleine Lesung, dann bringt mich Thomas zum Bahnhof. Eine sehr nette Geste, finde ich.



Einjähriges Interim in ehemaligen Krankenhaus Friesenstraße

Siegrun Budnick (Flöte)





## Der neue, alte Durchblick

Müde kommen wir in Leipzig an. Wie immer begrüßt uns ein freundiges Gesicht, mit Rosi fahren wir zur Marschner Straße und laufen über die Brücke zur Mainzerstraße. Hinter dem Flüsschen leuchtet uns bereits das frisch geputzte Haus entgegen. Zumindest die untere Partie ist im Gelbton gestrichen. Die Arbeit am oberen Teil muss noch getan werden. Das Haus ist zum Teil noch eingerüstet. Das erste, was mir auffällt, ist, dass die Toiletten woanders sind. Nicht ohne Stolz erklärt man mir, dass jetzt jede Etage ihre Toilette hat. Ausgerechnet das Männerklo ist im Keller, wo ich doch so oft muss ... und nun noch treppab ... treppauf.

Die Wendeltreppen sind edel aus dickem Glas. Trotzdem für mich gewöhnungsbedürftig. Ich leide ein wenig unter der Phobie, ins Leere zu treten oder dass das Glas unter mir zerbricht. Aber nach dem dritten Toilettengang habe ich mich schon daran gewöhnt.

Gleich nach unserer Ankunft treffen wir alte Bekannte wieder: Christina begrüßt uns herzlich, dann Thomas Bolte, der verspricht, einen Termin zu verschieben und

extra bis zu meiner Lesung zu bleiben. Auch wird er uns wieder zum Bahnhof begleiten, eine freundliche Geste, die schon zur Tradition geworden ist.

Für kurze Zeit wohnen wir der Hausversammlung bei. Dort bringt Nico einen Antrag ein, der, würde man ihn hier abhandeln, den Rahmen sprengen würde. Es wird beschlossen, eine extra Veranstaltung anzusetzen.

Nach einer Weile ziehen wir es vor, in die Küche zu gehen und von dort aus – nach einer kleinen Kaffeepause – den Garten auf uns wirken zu lassen. Der Frühling streckt bereits seine Fühler nach uns aus, die Sonne blinzelt durch eine dünne Wolkenschicht hindurch. Irre ich mich oder wurden etliche Bäume gefällt? Zum ersten Mal will es mir vorkommen, als nehme ich vom Nachbargrundstück das Kreischen und Lachen der Kinder aus der Kita wahr. Kein unangenehmer Geräuschpegel, mag ich doch Kinder. Mit ein bisschen Fantasie kann ich der Vision nachgehen, wie prächtig es hier, in diesem Garten, bald wieder werden wird. Zur Zeit macht alles noch einen provisorischen Eindruck auf mich. Schutthaufen an einzelnen Stellen, Gras wächst kaum, stattdessen aufgewühlte Erde. Aber

schließlich gehe ich doch den Weg zum Bootsteg entlang, und da entdecke ich schöne Krokusbeete, die meine Lust auf diesen schönen Garten aufflammen lassen. Trotzdem stelle ich für mich die kritische Frage: Ist es klug, das Haus schon nutzbar zu machen, obwohl die Arbeiten noch nicht ganz abgeschlossen sind? Eine Anmerkung, die mit Sicherheit unangebracht ist, werden sich die Leute vom ›Durchblick‹ doch alles durchdacht haben.

Nach der Hausversammlung beginnt das Kaffeetrinken mit leckerem Kuchen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie Betroffene – nicht nur im ›Durchblick‹ – akut erkrankten Psychotikern mit erhöhtem Mitteilungsbedürfnis mit großer Toleranz, Verständnis und Gelassenheit begegnen. Keine Aggressivität kommt auf, als solch ein Psychotiker ständig die Auseinandersetzung mit einzelnen Besuchern sucht. Erst ein ausgesprochenes Hausverbot bringt wieder Ruhe.

Kurzum, es war ein Erlebnis, das frisch renovierte und restaurierte Haus gesehen zu haben, das bringt Lust auf weitere Besuche, zumal der ›Durchblick‹ bereits ein Stück vertraute Heimat für uns geworden ist ...

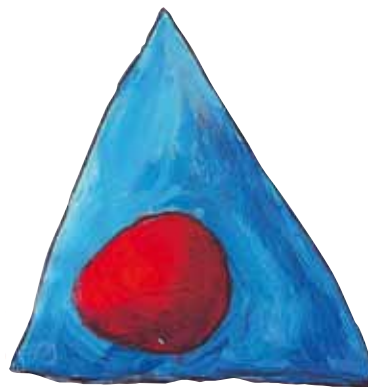




Wiederöffnung des sanierten Hauses Mainzer Straße 7 am 29. April 2011

**Durchblick e.V.**  
**Mainzer Straße 7**  
**04109 Leipzig**  
**Tel. 0341 1406140**  
**Fax 0341 14061419**

**verein@durchblick-ev.de**  
**www.durchblick-ev.de**



**Text:** Peter Mansdorff  
**Layout und Satz:** Gabine Heinze

**Fotonachweis:**

Archiv Durchblick e.V. : (4, 5, 6, 7, 8, 9, 27, 28)  
Hedi Haase (14, 18, 21)  
Gabine Heinze (1, 15, 25, 26)  
Peter Melcher (23)  
Valentina Seidel (29)  
Diana Stegemann (30)  
Chris Stumpf (10, 12, 13, 16, 17, 19, 20, 22, 24)  
Privat (14)